

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1896)
Heft: 2

Artikel: Handel und Industrie von Burma
Autor: Zollikofer, Viktor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092472>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Handel und Industrie von Burma *)

nach eigenen Erfahrungen geschildert von Viktor Zollikofer in St. Gallen.

Als Einleitung zu dem Thema „Handel und Industrie von Burma“ mögen folgende allgemeine Bemerkungen vorausgehen, da das Land bis vor wenigen Jahren für manche noch eine terra incognita war und eigentlich erst durch den zweiten burmesischen Krieg 1885/1886 für weitere Kreise bekannt wurde. Vor diesem Zeitpunkt befand sich der Handel in den Händen weniger, beinahe ausschliesslich englischer und deutscher Firmen und hing zum Grossteil auch von den Straits Settlements und Vorder-Indien ab. Im englischen Parlamente gab es noch zur Zeit des Krieges von 1885/1886 Interpellationen, die deutlich genug zeigten, dass selbst englische Politiker keine rechte Vorstellung hatten, wo Burma überhaupt liege.

Das heutige Burma erstreckt sich vom 12. bis zum 25. Breitengrad und vom 91. bis zum 99. Längengrad. Es liegt so ziemlich in der Mitte zwischen Calcutta und Singapore, von wo die Hauptstadt Rangoon in 4, beziehungsweise in 6 Tagen erreicht werden kann. Die lange Küste von Chittagong bis hinunter nach Mergui hat Burma schon lange als ein Land par excellence für Import und Export erscheinen lassen, und wenn es dies nicht in dem Masse geworden ist, als es sein könnte, so werden wir im Verlauf dieser Darlegung einigermaßen die Gründe kennen lernen. Die grössten Hafenplätze sind Rangoon, Moulmein, Akyab, Bassein, wozu dann noch Mergui und Tavoy in letzter Linie kommen.

Indem ich von der Hauptstadt Rangoon ausgehe, schicke ich einige geschichtliche Notizen voraus.

21 Meilen vom Meer entfernt, am Vereinigungspunkt dreier grosser Zuflüsse des Aya-wah-de oder, wie die Engländer den Fluss taufte, Irrawaddy (d. h. weites Wasser), wurde Rangoon, dazumal Dagôn geheissen, ca. 585 v. Chr. von zwei Brüdern Poo und Ta-paw gegründet. Sie bauten auf einem Hügel eine Pagode, die heute noch stehende „Shoay Dagon“ oder goldene Pagode, unter welcher sich einige Haare vom grossen Buddha befinden sollen. Diese Reliquie verleiht dem Bauwerk grosse Anziehungskraft, und jetzt noch ist es

*) Verfasser schreibt diesen und alle andern vorkommenden Ortsnamen nach der von den Engländern offiziell festgesetzten Schreibweise. *Red.*

der grösste buddhistische Tempel im Osten, ja Rangoon bedeutet dort für die Buddhisten das, was Rom für die Katholiken. Bis 747 n. Chr. hörte man nichts mehr von der Ansiedlung, bis sie vom damaligen König von Pegu neu aufgebaut wurde. Im steten Kampfe mit den Talaings bekamen 1413 n. Chr. die Burmesen den Platz, eroberten ihn jedoch nach wechselvollem Glück erst 1736 endgültig. Sowohl die Portugiesen, als auch die Holländer hatten in frühern Jahrhunderten in Syriam, nahe bei Rangoon, Niederlassungen, ein Beweis, dass dazumal schon lebhafter Handel getrieben wurde. Die Engländer besetzten Rangoon 1824—1827 nach einem Kriege, gaben es aber auf. 1852 eroberten sie es wieder und von da an verblieb auch die ganze Küste, das sog. Lower Burma, der englischen Herrschaft. Erst 1885/86 brachte der dritte burmesische Krieg „Lower und Upper Burma“ zusammen als das heutige „British Burma“ oder, wie es auch kurzweg heisst, Burma.

Burma wird im Westen von den Chin Hills und Arakan Hills, im Norden von den Ausläufern des Himalaya, im Osten von einer Reihe von Gebirgsketten begrenzt, die in die malayische Halbinsel auslaufen. Zwischen drin liegt, von den zwei grossen Flüssen, dem Irrawaddy und dem Salween, bewässert, das fruchtbare Land. Seine Bewohner müssen sich das Leben nicht allzu sauer machen, um ihren reichlichen Unterhalt zu finden, vielmehr lassen sie den lieben Herrgott ein gutes Teil walten und tun nicht gerade mehr als das absolut Notwendige. Der Burmese ist kein Freund strenger Arbeit; lieber lustig und fidel, arbeitet er nur, wo er muss, und kleidet sich gerne mit grösstem Luxus. Schätze sammeln ist nicht seine Passion, wohl aber Geld vertun, Feste feiern, Musik und Tanz. Da die Buddhisten ihren Kalender nach dem Mond richten, hat er eigentlich keinen Sonntag wie wir, dafür Neumond- und Vollmondfeste, erstes und letztes Viertel. Um seinen Liebhabereien noch mehr frönen zu können, betrachtet er indessen die christlichen Festtage als willkommene Beigabe und feiert sie mit. Daher ist er auch kein Handelsmann und muss sich schon gefallen lassen, dass ihn die rührigen Chinesen, die Mohammedaner, die schlaunen Hindus, die Parsen, die geldleihenden Chitties und wie alle die dort ansässigen handeltreibenden Völker heissen, bis aufs Blut aussaugen, ihm Geld für seine Ernte borgen, den Reis schon vom Boden weg kaufen, ehe er halbwegs reif ist. Dem Verkäufer ist's einerlei, ob er an Zinsen 2 oder 6^o/_o per Monat, 24 oder 36^o/_o per Jahr zahlen muss, wenn er sich nur amüsiert, so lange er kann und das Geld langt. Es ist Tatsache,

dass es wenige burmesische Grosshändler giebt, obwohl es an kleinen Händlern keinen Mangel hat. Der Burmese spekuliert lieber mit seinem paddy, d. h. dem Reis in rohem Zustande, den er, natürlich mit geborgtem Geld, im Dschungel kauft und möglichst hoch an Mann zu bringen sucht. Gelingt ihm dies, wohl und gut, und bald heisst es auch da: „Wie gewonnen, so zerronnen“. Geht's ihm schlecht, so verliert der schlaue Chittie oder indische Banquier mit seinen 3—6 % per Monat auch nicht so viel, als dass er das Geschäft nicht wieder riskieren könnte.

Das Hauptprodukt des Landes ist der Reis. Etwas anderes anzupflanzen lässt sich der Burmese nicht bewegen, keineswegs, weil der Boden dazu ungeeignet wäre, sondern weil der Reis am leichtesten zu bauen ist.

Wenn die Regenzeit begonnen hat, die vom Monat Mai ununterbrochen bis September dauert, und der Boden bis im Juni oder Juli gehörig durchweicht worden ist, dann werden die Felder mit Ochsen und Wasserbüffeln gepflügt und mit circa 2 Fuss hohen Dämmen umzogen. Hierauf folgt das Säen des Kornes und, wenn dasselbe ausgeschlagen hat und zu dicht steht, das Verpflanzen. Die Felder stehen bis September alle unter Wasser, da die Pflanzen Nässe brauchen. Inzwischen hat der Bauer nichts zu tun als zuzuwarten, bis die Saat herangereift ist, welcher Fall im Oktober oder November eintritt. Es trocknen die Felder allmählich aus, die Halme neigen sich unter der Last der Körner und endlich ist der paddy reif. Manchmal kann im Dezember noch ein Regenschauer die Ernte beeinträchtigen. Gewöhnlich ist dann aber das Korn schon geschnitten. Zu diesem Geschäfte kommen circa 100,000 Kuli jedes Jahr von Madras herüber und erhalten ihren Lohn in paddy ausbezahlt (so viele baskets oder Körbe per Mann und per Tagwerk). Am Ende der Saison, im Mai oder Juni, kehren sie mit den Ersparnissen in die Heimat zurück und verzehren sie dort. Die dünne Bevölkerung von Burma entschuldigt einigermassen diese Einwanderung. Aber davon abgesehen, schneidet der Burmese überhaupt nicht, es sei denn, er werde durch Armut dazu gezwungen. Auch treibt er lieber die Ochsen im hellen Galopp über die innerhalb einer kreisförmigen Umzäunung zusammengehäuften Garben, was er dreschen heisst. Sein Phlegma hat ihn auf dieses gute Mittel gebracht. Die Körner werden dann zu Haufen geschüttet und nun kann der Handel damit losgehen. Ist er vorsichtig, so baut er Schober, d. h. er steckt vier Pfähle in den Boden und deckt die Zwischenräume mit Attap oder Bambus- und Schilfblättern. So schützt

er das Korn vor den Regen, die manchmal, aber nicht immer, im Dezember oder Januar sich für ein oder zwei Tage einstellen. Die unter sich konkurrierenden Exporthäuser haben unterdessen eine Menge Brokers (Zwischenhändler) ins Innere gesandt, welche den nach Bezahlung seiner Schulden noch verbleibenden paddy dem Burmesen zu möglichst billigen Preisen abkaufen. Da zeigt sich dann, ob derselbe mit Zuwarten verdient oder verliert, je nach dem Markte, wenn er sich nicht schon gegen Vorschuss verpflichtet hat, seinen Ernteüberschuss zu gewissen Raten abzugeben, die Monate vorher festgestellt wurden. Ist der Handel abgeschlossen, so fährt er auf den vielen Creeks, d. h. Wasserläufen, seine Canoes oder Boote nach den Hafenplätzen, um bares Geld in Empfang zu nehmen. Dabei geht gewöhnlich die ganze Familie mit, um zugleich eine Wallfahrt nach der Pagode zu machen, ihrem Gott Buddha zu opfern und zu danken. Ist's ein unabhängiger Kaufmann, so bekommt er, falls er sich nicht gebunden hat, für jedes 100 baskets, wofür der Preis von Tag zu Tag festgesetzt wird, von der europäischen Konkurrenz ein oder mehrere Goung-boungs, d. h. seidene Kopftücher, Regenschirme, Gin, oder es wird zu seinen Gunsten schlecht gemessen, sei es durch Herausstreichen aus dem Strichmass (scooping), sei es durch Verwendung von Massen mit doppelten Böden. So bereichert sich der Burmese durch Kniffe, anstatt offen und ehrlich den Preis entweder zu erhöhen oder zu erniedrigen. Es kann aber auch schlechte Zeiten für ihn geben, z. B. wenn durch Seuchen sein Viehstand ausstirbt, oder wenn durch Ringe und Kombinationen der Preis des paddy herabgedrückt wird (so sank er vor 2 Jahren von den gewöhnlichen 120—130 Rupien auf 80), oder wenn die Ernte zu reichlich ausfällt und darum wenig gilt. In solchen Lagen hat es der Bauer eben auch wie bei uns; er ist der geplagte Teufel, nur mit dem Unterschiede, dass der Burmese die Sache mit stoischem Gleichmut oder Galgenhumor hinnimmt. Zu pfänden gibt's bei ihm nichts von Belang und das Verhungern ist in seinem Lande sozusagen unmöglich, weil dank dem Klima Missernten nicht vorkommen und andererseits die Mildtätigkeit, das oberste Gebot der Religion, reichlich geübt wird. Früher wurde der paddy zwischen 2 Mühlsteinen von Hand geschält, seit den 60er Jahren baute man grosse Dampfmühlen oder Reisschälmühlen, die aber nur sog. „Cargo Rice“ machten, d. h. $\frac{2}{5}$ geschälten Reis und $\frac{3}{5}$ paddy. Der leicht eintretenden Gärung wegen konnte man noch keinen geschälten Reis nach Europa senden. Als man es versuchte, kam er dort ganz gelb an und wurde unverkäuflich. In

Bremen hauptsächlich, sowie auch in Liverpool wird dann dieser „Cargoreis“ ganz geschält und poliert und als weisser Reis oder Arakan-Reis verkauft. In den letzten Jahren gelang es aber, den Reis in Burma selbst zu polieren. Jetzt geht sozusagen aller für den Konsum bestimmte als weisser Reis nach den Straits Settlements, China, Japan, Vorderindien, Ceylon etc. und hat den Cargoreis ganz verdrängt, dagegen werden nach Europa ca. $\frac{2}{3}$ Cargo und $\frac{1}{3}$ weisser Reis verschifft. Aus den durch das Polieren abgefallenen Teilen der Reiskörner, dem sogenannten Broken-Reis und dem noch feinem Reismehl, wird ein gutes Mastfutter gewonnen, das wieder Export-Artikel ist, da man in Burma selbst das Vieh nicht mästet, weil die Religion das Töten der Tiere verbietet. Von Rangoon allein werden per Jahr 900,000 bis 1,500,000 Tonnen Reis (à 20 Ctr.) ausgeführt. Der Reis wird in Europa zum geringsten Teil als Nahrungsmittel verwendet, dagegen zur Herstellung von Stärke und von Sprit, besonders wenn die Kartoffeln teuer sind, in kleiner Menge auch zur Bierbereitung. In Burma selbst bildet der Reis das Nahrungsmittel par excellence, wie im Osten überhaupt. Unglaublich ist es, wie viel sich die Eingebornen von dieser Nationalspeise erlauben können. Sie werden indessen nicht fett davon, im Gegenteil, zur Rasse der Mongolen gehörend, sind sie im Ganzen ein kleines schwächtiges Volk. In Rangoon allein, das jetzt circa 200,000 Einwohner zählt, werden täglich ca. 3000 bags (ca. 225 Tonnen) konsumiert.

Ein anderer wichtiger Handelsexportartikel ist das Teak oder Eisenholz, das für den Schiffsbau und als Bauholz sich vorzüglich eignet. Dank der fürsorglichen, mustergültigen englischen Forstwirtschaft sind die Teakwälder ein unermesslicher Schatz der Regierung und es tragen die seiner Zeit aufgewendeten Kosten schon reichliche Zinsen. Ohne die Dazwischenkunft der Regierung wäre das Hinterland in absehbarer Zeit abgeholzt worden. Die Hill tribes und wilden Einwohner in den obern Regionen schlugen nämlich einen ihnen günstigen Platz ab, urbarisierten ihn notdürftig für den Reisbau und führten dieses Raubsystem alle Jahre an einem andern Platz durch, da ihnen das Holz ohne Wert war, soweit sie es nicht gerade benötigten. Jetzt ist die Waldung Staatseigentum; die Stämme werden markiert und ein ganzer schlagreifer Wald durch Unternehmer gefällt, worauf die Regierung die Fläche wieder aufforstet. Nicht schlagreife Wälder werden für 5, 10 oder 20 Jahre als Reserven erklärt und so zugleich der Export geregelt. Der Teakbaum ist ein 80—100 Fuss hoher, stattlicher Laubholzbaum, dem erst weit oben Aeste wachsen. Die

Blätter sind gross, eiförmig und geben, zwischen den Fingern zerrieben, einen klebrigen rötlichen Saft von sich. Die schlagreifen Stämme werden von unten auf ca. 2 Fuss im Umfang geschält. Diese Prozedur wiederholt man 6—7 Jahre, bis der Baum abstirbt. Dann wird er gefällt und von Elephanten nach den nahen Flüssen oder Creeks geschleppt, die aber meistens nur in der Regenzeit Wasser haben. Von hier finden die Stämme von selber den Weg in die Hauptströme, den Irrawaddy und den Salween, wo sie angehalten, nach den Marken sortiert und zu Flössen zusammengebunden werden, wobei für jeden abgelieferten Stamm die Abgabe an den Fiskus bezahlt wird. Auf diese Weise gelangen die Flösse nach Moulmein und nach Rangoon, den Hauptverschiffungsplätzen von Burma, um in die Dampfsäge-Mühlen der betreffenden Gesellschaften zu wandern und dann als logs oder Blocks in die Schiffe verladen und nach Europa etc. transportiert zu werden. Dass Teakholz findet im Lande selbst auch viel Verwendung, da es von den weissen Ameisen nicht angegriffen wird und sich daher zum Häuserbau sehr gut eignet. Ebenso wird das Pinkado-Holz, das die weissen Ameisen nicht berühren, vielfach zu Pfosten und beim Häuserbau benützt, noch mehr aber zu Schwellen für die Eisenbahnen in Vorderindien und Burma verarbeitet. Auch dieses Holz steht unter Forstschutz. Die Dampfsägen werden an Ort und Stelle aufgeschlagen, bis sich der Wald soweit gelichtet hat, dass der Transport durch Elephanten und Büffel ermöglicht und der Schlepperlohn dadurch verteuert wird. Dann stellt man die Dampfsäge an einem andern Ort wieder auf, wo möglich in der Nähe der Eisenbahnen oder an Flussläufen.

Der Export von Timber (Holz) betrug:

	nach aussereuropäischen Orten	nach Europa
1892	68868 tons	30272 tons
1893	51772 „	23209 „
1894	63713 „	33158 „
1895 (bis Okt.)	63228 „	32989 „

Moulmein hatte früher die Hauptausfuhr, wurde aber durch den Ausfuhrzoll fast ruiniert und erholte sich erst in neuerer Zeit wieder.

An dritter Stelle unter den Ausfuhrartikeln steht Cutch oder terra catechou. Er wird fälschlich so genannt, denn er ist nichts weniger als Erde, sondern von einem Baume gewonnen resp. ausgesotten. Auch dieses Artikels hat sich die englische Regierung angenommen, da infolge unsinnigen Ausrodens der Cutchbäume das wert-

volle Färbematerial gänzlich verloren zu gehen drohte. Seit 1889 darf in Nieder-Burma kein Cutchbaum geschlagen werden, bis sich der Bestand erholt hat. Der findige Chinese hat dann einen, dem Cutchbaum verwandten Baum geschlagen, dessen Holz den unächt-farbigem Cutch liefert. Durch dieses Produkt kam aber der ächte in Europa und Amerika bald so in Verruf, dass die ganze Industrie gefährdet schien. Die Regierung hat dann auf die unächt-bäume einen so hohen Zoll gesetzt, dass es sich nicht mehr lohnte, dieselben zu fällen. Der Cutch wird aus dem Holze gewonnen, indem man den gefällten Baum in kleine Stückchen spaltet und schneidet und dieselben in grossen eisernen flachen Pfannen langsam mit Wasser kocht. Wenn sich der ausfliessende Saft verdickt hat, wird er in Form von Blöcken und Kuchen oder in Körben nach den Cutch-siedereien transportiert, wo man die Masse nochmals in eisernen Kesseln auskocht, um die unreinen Teile durch fleissiges Umrühren auszuschneiden und dann oben abzuschöpfen. Dieses Verfahren ist um so nötiger, als der schlaue Chinese die Kuchen stets mit Steinen, Kot, Blättern und Stielen vermenget, um ein grösseres Gewicht zu erzielen. Vor dem gänzlichen Erkalten wird die Masse in Holzformen gegossen und gewogen. Die Kuchen erhalten ein Gewicht von 7, 14, oder 28 Pfund. Den besten Cutch stellt man in kleinen Tabletten her. Auch wird die Substanz etwa direkt in ca. 112 Pfund haltende Kistchen gegossen und erst dann noch vollständig getrocknet. Je nach der Qualität und der aufgewendeten Sorgfalt, wobei dann noch die Saison und die Art der Behandlung Einfluss hat, wird der Cutch hart oder bleibt weich und verliert natürlich in letzterem Falle an Gewicht, bis er ganz erhärtet. Absatzgebiete für denselben sind hauptsächlich Amerika und England, wo die Fischernetze und Segel damit gefärbt werden. Doch wird Cutch auch mannigfach in Tuch-Druckereien, verwendet, besonders zu sogen. Deckfarben in Kattundruckereien, wie z. B. im Glarnerland. Die Farbe ist ein Rostrotbraun. Verschifft wurden an Cutch:

		1892	1893	1894	1895 bis Okt.
nach Europa	Cwt.	141,761	103,116	120,060	74,500
nach aussereuropäischen Ländern	„	132,143	108,022	88,300	71,600
Rund	Cwt.	274,000	211,000	208,000	146,000

Hauptmarkt in Europa ist London. Es versorgt den ganzen Kontinent, und Russland, das ein sehr guter Abnehmer ist. Eine besonders präparierte Art Cutch gebrauchen die Eingeborenen in Burma zu

medizinischen Zwecken, da er sehr tanninhaltig ist; so z. B. wird er gegen Auszehrung viel gebraucht, resp. gekaut.

Von den übrigen Exportartikeln ist noch die Baumwolle zu erwähnen. Sie wird in Ober-Burma gebaut, wo der Reis nicht mehr so leicht gedeiht und seine Anpflanzung durch künstliche grossartige Irrigationswerke, die zum Teil schon hunderte von Jahren alt sind, sich zu sehr verteuert. Die Baumwolle ist aber von sehr geringer Beschaffenheit. Sie wird nur nach Indien und China verschifft und dort verarbeitet. Auch bei diesem Geschäfte hat der Chinese seine Hand im Spiel und sucht das Gewicht auf alle mögliche unreele Weise zu steigern. Deshalb haben Eingeborene Vorder-Indiens sich dieses Handels bemächtigt und suchen ihrerseits den Chinesen wiederum übers Ohr zu hauen. Nach Europa gehen meistens nur Versuchspöstchen, wie die nachfolgende Exportliste zeigt:

	1892	1893	1894	1895
nach Indien Cwt. (à 112 \bar{n})	33,547	45,907	43,750	29,003
nach Europa „	38	—	—	342

Sodann gelangen noch Häute von Büffeln und Kühen, Ziegenfelle und Hörner von Büffeln und Kühen zur Ausfuhr. Die Häute werden durch reisende Chinesen im ganzen Lande aufgetrieben, zu Markte geführt und mit Arsenik, den man zentnerweise auf offenem Markte kaufen kann, konserviert und präpariert und dann nach Europa und Singapore ausgeführt. Eine Masse Häute wird auch im Lande selbst verarbeitet. Da die Viehzucht nicht intensiv betrieben, sondern mehr dem Zufall überlassen wird, so wäre dieses Gebiet einer besondern Ausdehnung fähig; weil aber die Burmesen wie die Hindus aus religiösen Rücksichten keine Milch trinken und eben darum auch kein Vieh schlachten, so liegt auf der Hand, dass dieser Ausdehnung ein Riegel gesteckt ist. Nur das notwendige Zugvieh wird gezüchtet. Der Export der letzten Jahre weist folgende Zahlen auf. Es giengen:

	Häute	1892	1893	1894	1895	(bis 25. Okt.)
nach Europa	Cwt.	9916	16152	24860	23797	
Straits Settlements und anderswohin	„	10960	6117	10144	22542	
Hörner						
nach Europa	Cwt.	625	1906	4049	1384	„
Straits Settlements und anderswohin	„	4403	3138	315	1502	

Ein anderer Artikel, der aus dem Innern kommt, ist der India Rubber oder Kautschuck, der getrocknete Milchsaft eines Baumes, den wiederum die Chinesen in den Urwäldern sich holen. Ein chinesisches Konsortium bezahlt nämlich der englischen Regierung für das Monopol der Ausbeutung eine namhafte Summe. Auch hier kann der Chinese von seiner Gewohnheit nicht lassen, das Gewicht der Ware durch Beimischung von fremden, schweren Körpern zu steigern und da er das Monopol besitzt, ist ihm nur schwer beizukommen. Der India Rubber wird stets auf die Auktion gebracht oder dem Meistbietenden unter der Hand überlassen. Das Produkt kommt in Stücken, die den westfälischen Schinken ähnlich sehen, auf den Markt. Die Ausfuhr nach Europa betrug

	1892	1893	1894	1895 (bis Okt.)
Cwt.	7510	7617	6928	4986

Elfenbein wird ebenfalls exportiert, aber nur in kleinen Quantitäten und bloss nach Indien; der grösste Teil gelangt im Inland zur Verarbeitung. Die Elephanten dürfen nicht gejagt werden, obwohl sie noch in grossen Herden vorkommen, ausgenommen die alten ausrangierten Männchen, die sich von selbst von den Herden absondern und dann besonders gefährlich werden. Bekanntlich hat nur der männliche Elefant Stosszähne. Der Handel beschränkt sich somit auf Zähne gestorbener und abgetaner Tiere.

In frühern Jahren bildete das Salz eine grosse Einnahmequelle. Es wurde auf dem gewöhnlichen Verdunstungswege mittelst grosser flacher eiserner Pfannen aus dem Meerwasser gewonnen. Da aber England in grossen Bergwerken billiges Steinsalz produziert und trotz horrendem Zoll doch noch mit Gewinn in Burma einführt, rentiert sich die schwer belastete einheimische Salzsiederei einfach nicht mehr. Das Salz wird hauptsächlich zum Einpökeln von Fischen und zu Futterzwecken gebraucht. Von Liverpool und aus Deutschland werden insgesamt jährlich ca. 40—50,000 Tonnen importiert und zwar hauptsächlich als Balast von Dampfern und Seglern zu 5—10 Sh. Fraecht per Tonne.

Von Gold weist das Land zahlreiche Spuren auf. Schon die vielen von Gold (shoay) hergenommenen Bezeichnungen für Flüsse, Berge, Dörfer und Provinzen deuten darauf hin. Das edle Metall kommt im Geschiebe der Flüsse und Bäche vor. Zweifelsohne ist es im Gestein enthalten, dem diese Wasseradern entspringen. Allein die Kultur

ist noch nicht soweit vorgedrungen und die Eingebornen begnügen sich damit, den goldführenden Sand auf die primitivste Weise zu waschen; die Zeit hat für sie ja keinen Wert, genug, wenn sie aus dem Erlös nur einen Tag leben können, der folgende mag wieder für das Seine sorgen.

Dagegen sind die Edelsteine von Burma, die Saphire und die den Diamanten fast gleich geschätzten Rubine, die schönsten der Welt. Die Rubinminen waren schon den Königen von Ober-Burma bekannt und es wurden die Steine, wenn sie eine gewisse Grösse überschritten, gegen angemessene Entschädigung stets Eigentum der Krone. Den reichsten Rubinenschatz hatte der König Theebaw, der 1886 enttront wurde. Wohin derselbe aber gekommen ist, weiss niemand recht; vermutlich wurde er bei der Plünderung von Mandalay geraubt und verteilt. Die Minen standen unter strenger Bewachung. Was die Art der Ausbeutung betrifft, so grub man entweder regelrechte Gruben und Gänge oder man schwemmte. Der Rubinminen-Gesellschaft von 1886 ist es ebenso gegangen wie dem Panamakanal-Unternehmen. Als seiner Zeit Streeter & Co. unter Rothschilds Aegide die Shares ausboten, erstürmten die Leute das Bureau, um nur eine Aktie zu bekommen. Fensterscheiben wurden zertrümmert. Sich Anmeldende schritten sogar über die Köpfe der angesammelten Menschen hinweg. Ein fabelhaftes Agio wurde auf die Aktien bezahlt, da das Vorhandensein von Rubinen seit Jahrhunderten bekannt war. Jetzt, wo mit allen Mitteln der Technik an den Rubinminen gearbeitet wird, kriegen die Inhaber nichts heraus und es heisst, dass die schönsten und besten Rubine „durch den Berg nach Kalkutta hinunter fallen“, indem tatsächlich auf dem Markt in Kalkutta die schönsten Steine gehandelt werden. Die Compagnie war nämlich zu geizig, schöne Exemplare anständig zu bezahlen und weg waren sie. Kalkutta und Indiens Fürsten bezahlen eben für schöne Stücke horrende Preise.

In Mergui und Tavoy wird Perlenfischerei getrieben, welche, alljährlich versteigert, der Regierung ein nettes Bene abwirft. Ferner ist die Zinn-Gewinnung zu erwähnen, wiederum ein Monopol des rührigen Chinesen, dem bis jetzt noch keine europäische Gesellschaft entgegenarbeiten konnte, wie mehrere kläglich gescheiterte Versuche beweisen.

Schliesslich sei noch das Petroleum erwähnt, das in Yenang-Young dem Erdboden abgewonnen wird. Schon seit Jahrhunderten existieren Bohrlöcher, die täglich geschöpft werden, aber zu einer rechten Quelle, wie in Amerika und Russland, ist man noch nie gelangt,

obschon es an Untersuchungen durch Private und Regierung nicht gefehlt hat. Wohl haben einige amerikanische Geologen wahre Seen von Petroleum prophezeit, zu denen nur der Schlüssel, ein gutes Bohrloch fehle, Compagnien gegründet und Geld verlocht, aber bislang umsonst. Es war ihnen wohl mehr darum zu tun, Gimpel zu fangen. Allein die Regierung giebt nicht so leicht Konzessionen her und nach kläglichem Scheitern überliessen jene Gesellschaften das Feld den Burmesen, die mit ihrer Methode noch am meisten Gewinn daraus ziehen können. Sie graben nämlich Gruben von circa 60—100 Yds. Tiefe, lassen das Oel sich sammeln und dann schöpfen sie, bis die Grube beinahe leer ist. Es sollen auf diese Weise täglich 300—500 Fässer gefüllt werden. Jedenfalls hat, wie es scheint, ein deutscher Geologe, der in Regierungsdiensten stehende Dr. Noetling, der die Sache gründlich an Ort und Stelle untersuchte, Recht, wenn er die Lager noch nicht alt genug schätzt. Das gewonnene Petroleum wird in Rangoon raffiniert und, soweit es nicht im Umkreise gebraucht wird, zum grössten Teil zur Herstellung von Paraffin, Paraffinkerzen, Maschinen- und Schmieröl benützt.

Auch von Steinkohlenlagern hat man einmal geredet, die sich hinter Mandalay befinden sollen. Allein die Flötze scheinen nicht viel zu versprechen und die Kohlenadern nicht mächtig genug zu sein; am Absatz würde es sonst nicht fehlen. Bis jetzt fristet eine englische Compagnie unter deutscher Leitung ein kümmerliches Dasein.

Zweifelsohne ist das Land im allgemeinen, soweit es im Delta liegt, sehr kulturfähig. Es hat auch wirklich schon Beweise geliefert, dass Weizen, Thee, Tabak und Kaffee mit Leichtigkeit gepflanzt werden könnten und mit Erfolg gedeihen würden. Allein der Burmese ist einmal kein Freund der strengen, geregelten Arbeit und zu konservativ in seinen Anschauungen und Gebräuchen, als dass er sich jene Möglichkeit zu Nutze machte.

An stärkere Einwanderung aus Vorder-Indien ist einstweilen noch nicht zu denken, da hindernde Kastenvorurteile zu schwer in die Wagschale fallen. Europäer lassen sich des Klimas wegen für Landarbeiten gar nicht brauchen. Die Chinesen, die richtigen Pioniere, sind eben noch zu dünn gesäet, als dass sie auf die Produktion des Landes einen grossen Einfluss haben könnten; dazu verdienen sie im Handel mehr als beim Pflanzen oder durch Kuliarbeit, werfen sich daher lieber auf jenen. Ueberhaupt ist das Land, das an Ausdehnung Frankreich übertrifft, schwach bevölkert. Zählt es doch

laut Census von 1891 nur 8 Millionen Einwohner. Im weitem sind es ganz besonders die Gerichtsverhältnisse, welche eine Kolonisation durch Europäer wenigstens vorderhand unmöglich machen. Solange der Kuli vor dem Gesetze gleichgestellt ist, kann man keine Arbeiter heranziehen. Findet er etwas besseres, oder hat er nach seiner Meinung genug getan, so kann man ihn nicht zwingen, weiter zu arbeiten. Ihn zur Strafeinleitung vor die Behörde zu zitieren, hat keinen Zweck, weil erstens das Gericht langsam arbeitet und zweitens ganz besonders, weil man nicht Zeit hat, sich mit dem Richter herumzubalgen, wenn gewisse Arbeiten an den Pflanzen verrichtet werden sollen. So lange nicht eine ähnliche Konstitution besteht, wie in Deli auf Sumatra, wo die Kuli gezwungen werden können, auszuharren, bis die Ernte eingeheimst ist, so lange ist ein intensiver Anbau anderer Produkte als Reis unmöglich. In Burma wäre darum die Einwanderung von Chinesen, welche anderwärts als eine Kalamität betrachtet wird, ein Segen. Arbeit und Platz ist in Hülle und Fülle vorhanden.

* * *

Was die Industrie von Burma anbelangt, so ist sie bald aufgezählt, indem ihr lange nicht dieselbe Bedeutung wie dem Handel mit den Bodenerzeugnissen zukommt. Der Grund liegt teils in dem oben geschilderten Volkscharakter, teils im Mangel an Absatz. Es fehlt dem Volk eben auch der Unternehmungsgeist, ein Manko, der sich aus dem Umstand erklären mag, dass die Mutter Natur allzu gütig das Füllhorn über das Land ausgeschüttet hat und so den Menschen nicht zwingt, unter Beschwerden dem Boden die Erzeugnisse abzurufen. Wer nicht Reisbauer ist, der findet sein Unterkommen leicht in den verschiedenen, oben aufgezählten Export-Industrien als Kuli, Angestellter, Aufseher, Vermittler, Broker, oder bei den manigfaltigen Transportmitteln zu Wasser und zu Lande. Der Burmese ist mehr als ein anderer geneigt, sich gegen einen gewissen Lohn zu verdingen, trägt aber dann schon Sorge, dass er sich nicht überanstrengt und Musse genug gewinnt, abends seinen Belustigungen nachgehen zu können. Gelegenheit bietet sich ihm reichlich an den vielen Festen, bei frommen Wallfahrten oder bei Musik- und Tanzanlässen, wo, nebenbei gesagt, nur von Berufstänzerinnen getanzt wird, da er selbst sich nicht auf diese Kunst versteht, endlich in Theatern, seien es eigentliche oder nur Puppentheater, an denen er grosse Freude hat.

Die Hauptindustrie von Burma ist die Cigarrenfabrikation, obwohl der Tabak nicht im Lande gebaut wird, sondern aus Vorderindien und Madras kommt. Diese Industrie wird ausschliesslich von

den Burmesinnen gepflegt, wie denn überhaupt die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes im Arbeiten den Männern weit überlegen sind. Neben den häuslichen Verrichtungen, die natürlich nicht so viel Zeit beanspruchen, wie bei uns, und den manche Stundè raubenden Sorgen für Putz und Toilette findet die Burmesin immer noch Zeit genug, sich mit Hausindustrie zu beschäftigen, wie Weben, Sticken und besonders Cigarrenmachen. $\frac{9}{10}$ der Frauen rollen und wickeln Cigarren und verkaufen, was nicht von den Männern und ihnen selbst geraucht wird. Es ist unglaublich, wie viel man in Burma raucht. Alt und jung, gross und klein, Kind, Mann und Weib, alles frönt dieser Leidenschaft. Ohne Glimmstengel geht kein Geschäft, kein Ausgang, keine Mahlzeit, kein Besuch ab. Es giebt 2 Arten von Cigarren. Die ca. 22 cm langen und 6—8 cm dicken grünen werden so genannt, weil ihr Deckblatt aus einem grünen, aber getrockneten, präparierten, doch nicht gebeizten Baumblatt besteht, während das Innere oder die sog. Einlage aus kleingehackten Tabakstengeln und -rippen unserm Häcksel oder Pferdefutter zum Verwechseln gleichsieht. Diese Cigarren sind am einen Ende offen, haben am andern ein Mundstück und brennen genau nur so lange, als man daran saugt; legt man sie einen Augenblick weg, so ist auch das Feuer erloschen und das Rauchen gestaltet sich unter diesen Umständen zu einer sehr zeitraubenden Arbeit. Uebrigens vertreibt das Aroma Mosquitos und sonstiges Geschmeiss und dient als spezifisches Mittel, sich europäische Eindringlinge vom Halse zu halten. Die zweite Sorte Cigarren, aus Lunca und Dindigul-Tabak gerollt, ähnelt in der äussern Form sehr unsern Vevey courts, nur sind jene etwas länger und dicker, besonders die bessern Sorten, wovon auch die Europäer ausschliesslich rauchen, und es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, dass eine wirklich gute Burma „Cheeroot“, wie sie heissen, von europäischen Kennern einer echten Havanna vorgezogen wird. Allerdings muss ich beifügen, dass diese Havannas in der heissen Zeit trocken wie Stroh sind, in der feuchten sich um den Finger wickeln lassen, so bald sie nur 1—2 Tage offen stehen. Die Cheeroots sind daher immer frisch zu halten und man legt sich höchstens einen Vorrat von 100—200 Stück an, die man in Zinndosen zwischen 2 Lagen Thee aufbewahrt. Zudem kosten sie sehr wenig, das Hundert 1 Rupie 8 Annas bis 2 R. = Fr. 2. 10 bis Fr. 3. Aber wenn auch für Burma am geeignetsten, sind sie hierzulande nicht zu rauchen, da sie die Kehle allzusehr austrocknen würden, wie ich s. Z. selbst erfahren habe.

Die Burmesinnen sind auch fleissige Weberinnen. Im Dschungel

draussen hat fast jedes Dorfhaus seinen sog. Webkeller, d. h. die Webstühle stehen unter dem auf Pfählen ruhenden Hause. Hier werden hauptsächlich die Sarongs gewoben, wie bei uns im Toggenburg, und dafür alljährlich grosse Quantitäten Türkischrot-Garn und Farbigen verbraucht. In Ober-Burma blühte früher die Seidenweberei grossartig. Das Gewebe diente zur Anfertigung des Nationalgewandes und der Putsoes. Seit 1886 aber, d. h. seit der Entfernung des Hofes aus Mandalay, ist die Industrie ganz herabgekommen, da das Tragen der Putsoes ausser Mode geriet. Es soll sich erst nach und nach wieder heben. Interessant ist zu sehen, wie die Seidenweberinnen bei den Jacquard-Dessins sich zu helfen wissen. Stehen da ca. ein halbes Dutzend Jungen mit den Kettenfäden, die in einander verschlungen werden müssen, herum und wechseln auf Kommando ihre Plätze, wie es dem Dessin angemessen ist, vertreten also die Karten beim Jacquardstuhl. Die Seide wurde s. Z. in Burma selbst gezogen, doch haben Seuchen die Seidenwürmer einigemal ganz vernichtet. Jetzt zieht man vor, Seide von Chinesen zu beziehen, welche sie aus China kommen lassen.

Eine andere Hausindustrie ist das Teppichstickten, da Teppiche in den bessern Häusern die Strohmatten vertreten. Der Burmese braucht nämlich keinen Stuhl; er sitzt oder kauert beständig am Boden. Auch die Wände sind mit Teppichen behangen und selbst im Ochsenwagen, der unserer Equipage entspricht, dienen sie zum Schutze gegen die Sonne. Die Sujets auf den Teppichen stellen stets Hofszenen, Elephanten-Ritte oder -Kämpfe, Tänzerinnen, Prinzessinnen, auch Rankenwerk dar. Man benutzt dabei bunte Abfälle von Wollstoffen, Litzen und Nürnberger-Spangles, d. h. kleine runde Messingplättchen. Zum Aufnähen der verschiedenen Zutaten dient aber immer weisser Faden, einerlei was für Farbenkombinationen auf den roten Wollstoffgrund kommen.

In Lackwaren leistet der Burmese Grosses, erreicht indessen lange nicht den Japaner. Bowlen, Theebretter, Betelbüchsen, Aufsätze, — alles macht er aus Bambus oder Holz und lackiert diese Gegenstände in rot, schwarz oder bunt. Selbst Pappdeckel werden so behandelt, wo das Klima nicht zu feucht ist.

Wahre Meister sind die Burmesen aber in der Holzschnitzkunst, die mannigfache Anwendung findet, so bei Screens (spanische Wand), Punka-Poles, Tischen, Buffets, Armstühlen (easy-chairs) und ganz besonders bei der Ausschmückung der Priesterwohnungen bei den Pagoden. Ein Jammer ist es aber, dass die Verzierungen an den

Dächern der Priesterhäuser nicht besser geschützt, sondern der Unbill der Witterung in vollem Masse ausgesetzt sind. Man mag sich einen Begriff von der Feinheit der Schnitzarbeit an der Tatsache bilden, dass die besten Holzschnitzer erklärten, an einem Buffet, welches nach der Schweiz gebracht wurde, einige notwendige Reparaturen nicht ausführen zu können. Dabei bedienen sich die burmesischen Künstler ganz primitiver Werkzeuge, bringen es aber durch tägliche Uebung zu eminenter Fertigkeit.

Gleiches Lob gebührt den Elfenbeinschnitzereien. Die Meister operieren im offenen Hause mit einigen wenigen Instrumenten. Das Elfenbein muss, um weich zu werden, dabei stets unter Wasser gehalten werden, das mit einer ätzenden Flüssigkeit vermischt ist. Schwert-, Messer- und Stockgriffe, Falzbeine und Ornamente aus Elfenbein finden immer gute Abnahme auch im Ausland. Im Vorbeigehen sei erwähnt, dass Fürst Bismark 1891 von den Deutschen in Rangoon eine Adresse erhielt, die in einem geschnitzten, von getriebenem Silber eingefassten und auf geschnitztem Holzuntersatz ruhenden Elefantenzahn steckte, eine Arbeit, welche im ganzen c. Rupien 2500 (Fr. 3800) kostete. Sie wurde dann vom Fürsten eigenhändig verdankt und als ein Kunstwerk ersten Ranges gerühmt.

Ebenso geschickt sind die Burmesen in der Gold- und Silberschmiedekunst, wozu ihnen die Putzsucht ihrer Frauen eine gute und stetige Anleitung giebt. Halsketten, Haarschmuck, Stock- und Schwertgriffe, Brochen, Bracelets, Gürtelschliessen, Bowls, Becher etc. legen beredtes Zeugnis von ihrem Kunstfleiss ab, besonders aber Filigranarbeiten und getriebene Silberbowlen, wovon viel nach Europa geht. Ein Silberservice im Werte von 2000 Rupien, das für die Gräfin Hoyos anlässlich ihrer Heirat mit Herbert Bismark durch meine Vermittlung gekauft wurde, erregte allgemeine Bewunderung. Interessant ist die Scala bei Berechnung des Preises. Man zahlt das Gewicht des Gegenstandes in Rupien, beispielsweise also für eine 100 Rupien schwere Bowle 100 Rupien in Geld plus 8 Annas bis 1 Rupie 8 Annas per Rupie, je nach der schwierigen Arbeit, in vorliegendem Falle also $R. 100 + 100 \times 1 \text{ Rupie } 8 \text{ Annas} = R. 250. (375 \text{ Fr.})$

Für Holzschnitzerei, Elfenbeinschnitzerei und Silber- und Goldarbeiten hat die englische Regierung Fachschulen eröffnet und subventioniert. Es darf hier aber nur der reine burmesische Stil Verwendung finden, eine Massregel, die ihn vor dem Untergang schützen soll. Die Künstler hatten nämlich angefangen, nach europäischen Dessins zu arbeiten, wodurch das originelle einheimische Genre verdrängt worden wäre.

Im Färben sind die Burmesen noch nicht über die Anfänge hinaus. Am meisten gebraucht wird gelb, dortzulande die Farbe der Trauer, wie denn auch die Priester oder poongyees sich in Gelb von allen Schattierungen kleiden. Diese Farbe gewinnt man durch Aussieden eines Holzes, oder aus dem Residuum des Urins von Kühen, denen man ausschliesslich Blätter des Mangobaumes zu fressen giebt. Diese letztere, ebenso eigenartige als rationelle Methode, gelben Farbstoff zu gewinnen, macht der Schlaueit der Eingebornen alle Ehre.

In der Viehzucht hat es der Burmese auch noch nicht weit gebracht, dagegen züchten die Hügelbewohner, die Shans, Pferde resp. Ponies, die nach den gewiss massgeblichen englischen Berichten als vorzüglich anerkannt werden. Kleine Tiere, ausdauernd, zäh, schnell, anspruchslos und sicher, sind die Ponies dem Lande angepasst wie kein zweites Geschöpf. Sie ertragen Hitze und Feuchtigkeit, taugen zum Fahren und Reiten gleich gut, nur nicht zum Ziehen, und begnügen sich mit geringem Futter. Dank dieser Eigenschaften bilden die Tierchen so recht das Beförderungsmittel zu Lande, umsomehr, als der Mangel an Strassen und Wegen vielfach den Verkehr hemmt. In frühern Jahren, bis 1886, war es den Shans bei Todesstrafe verboten, eine Stute oder einen Hengst auszuführen; es durften nur „Wallachen“ verkauft werden. Das Zuchtmaterial blieb so stets im Lande. Seit dem Kriege von 1886 ist dies allerdings anders, denn das Geld hat auch hier seine Anziehungskraft bewiesen, nachdem die unbotmässigen Shans mit der verderblichen Zivilisation und dem Schnaps in intimere Berührung gekommen sind.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass zu Zeiten mit Orchideen ein schwunghafter Handel getrieben wird. Je nachdem die Mode eine neue Orchideengattung oder eine besonders seltene dieser Pflanzen begünstigt, ziehen die Agenten der grossen Londoner Häuser, Saunders & Co. und andere, mit einer kleinen Armee von Eingebornen und Elephanten durch die noch jungfräulichen Wälder Ober-Burmas, um in entbehrungsvollem Suchen die gewünschten Exemplare zu entdecken. Dabei muss dem schlaunen Eingebornen vorsichtig verschwiegen werden, um welche Spezies es sich handelt, da er sie sonst meilenweit mit Stumpf und Stiel ausrotten würde, um sie noch seltener und dadurch teurer zu machen. Hat mir doch Dr. Riemann, der s. Z. alle zwei Jahre nach Bhamo reiste, um Orchideen zu holen und sie in Rangoon zu verschiffen, mitgeteilt, dass für eine einzige blühende Pflanze in England bis 2000 Guineen (Fr. 53000) bezahlt wurden. In der Blüte darf übrigens eine Orchidee nie versandt werden, da sie auf dem Transport verdürbe.

Am Ende meines Berichtes angelangt, will ich nur noch schnell die Schweizer-Artikel ins Auge fassen, welche für den Export nach Burma in Betracht kommen. Obenan steht die Chamer Milk, von der ca. 20,000 Kisten à 48 Büchsen à 1 Pfund eingeführt werden, allerdings meist „Milk prepared in England“, wie die Etiquette sagt; immerhin dürfte der Grossteil aus Cham kommen. Da das einheimische Vieh so milcharm ist, begreift es sich, dass kondensierte Milch importiert werden muss. Man könnte sich höchstens über das grosse Quantum verwundern. Seine Erklärung findet es jedoch darin, dass der Burmese die Milch nicht verdünnt, sondern löffelweise, so wie sie ankommt, als Dessert oder Schleckssache zu sich nimmt, namentlich auch bei Schmausereien, Festen und dergleichen, denn er ist ein grosser Freund von Süssigkeiten und geniesst darum gerne möglichst viel. Man trifft die Condensed Milk-Büchsen wie schwedische, bezw. heute japanische Zündhölzer, im kleinsten Neste und an jedem noch so verlassenen Orte an.

Sodann geht Türkischrot-Garn in den Nummern 20 s à 24 s in bescheidenen Quantitäten aus der Schweiz nach Burma. Der Hauptabsatz liegt aber in den Händen der Schotten, die durch künstliche Beschwerung das Garn auf beinahe das doppelte Gewicht bringen; obschon die Eingebornen es wieder aussieden und waschen müssen, ehe sie es gebrauchen, halten sie an den einmal eingeführten Marken hartnäckig fest. Die Schweizer Rotfärber bringen dagegen vollwichtige Ware auf den Markt.

Mit seidenen Taschen- resp. Kopftüchern hat die Schweiz auch einmal gute Geschäfte gemacht, dann aber den Artikel ebenfalls an die Massenfabrikanten in Schottland abgeben müssen. Gewisse Sorten fertigt Lyon an und sendet sie zum Bedrucken nach Schottland. Die billigste Ware wird aus indischer Seide in Europa gewoben und in Schottland bedruckt.

Es bleiben noch die Toggenburger- und Glarner-Artikel, die aber auch von Jahr zu Jahr der holländischen Konkurrenz den Platz räumen müssen. Die Ursachen hier zu erörtern, würde mich zu weit führen; es sei genug, die Tatsachen erwähnt zu haben.

Von St. Gallerartikeln gingen früher viel glatte, feine Nanzocs, doch hat sich auch hier der Hauptkonsum beinahe ausschliesslich auf die billigen Manchester-Waren geworfen, wie denn überhaupt infolge des kolossalen Silbersturzes die Eingebornen sich leider immer mehr und mehr der guten Qualitäten zu Gunsten der billigern Sorten entschlugen und schliesslich ganz mit Manchester goods vorlieb nahmen.

Rideaux-Stickereien finden sozusagen gar keine Abnehmer und haben auch keine Zukunft. Statt der Rideaux genügt jeder Prints aus Manchester, wenn sich der Eingeborne überhaupt diesen Luxus gestattet. Für Stickereien eignet sich die Tracht, wie im ganzen Osten, überhaupt nicht, obwohl die weibliche Bevölkerung, was Zierat und Putz anbelangt, kaum hinter andern Nationen zurücksteht.

Das Wenige, was in Kolonne-Plattstich geht und ausschliesslich von den eingewanderten Mohammedanern und Hindus getragen wird, liefern Bombay und Calcutta, und manchmal zu Preisen, zu denen man in St. Gallen die Ware nicht roh bekommen könnte.

Ich schliesse mit dem Bedauern, dass ich für die hiesigen Verhältnisse und den hiesigen Handel nichts Günstigeres berichten kann und somit auch von meinen Mitteilungen sich keine Nutzenanwendung auf die einheimische Industrie machen lässt. Wenn jedoch die Schilderung des Handels und Gewerbes in Burma, die ich auf Grund meines 12jährigen Aufenthalts entworfen habe, ein mehr oder weniger klares Bild gegeben und das Interesse für die Vorgänge in unbekanntem Gegenden befriedigt hat, so ist der Zweck, den ich mir vorsetzte, erreicht.

Das Tote Meer, seine Entstehung und Geschichte.

Von Prof. A. Frei, St. Gallen.

Wohl keine Gegend der Erde ist für den christlichen, jüdischen und muhammedanischen Teil der Menschheit mit grössern Schauern umgeben, als das Tote Meer. Das furchtbare Gottesgericht, welches sich nach der biblischen Erzählung dort vollzog, hat diesen Eindruck in früher Jugend unsern Gemütern eingepägt, und er wurde verstärkt, wenn im Unterricht von der trostlosen Öde der verfluchten Stätte die Rede war. Hat man auch oft übertrieben, so mit der Behauptung, dass nicht einmal ein Vogel über dem Wasserspiegel zu fliegen wage, so bleibt immerhin des Düstern und Seltsamen noch genug übrig.

Das stattliche Becken, in der Grösse etwa dem Genfersee zu vergleichen, enthält eine eigentliche Salzlauge, die mit ihren 25 % fester Bestandteile allen Organismen, ausgenommen einige mikro-